



Hausblätter für das Volk.

Verleger und verantwortlicher Redacteur: Pfarrer Dr. J. Wied in Breslau.

N. 34.

Mittwoch, den 27. April 1864.

II. Jahrgang.

Die Breslauer Hausblätter erscheinen jeden Mittwoch und Sonnabend, und sind durch die kgl. Post-Anstalten für 14 Sgr., in Breslau durch die Colporteurs in's Haus gebracht für 12 Sgr. und in den Commanditen für 10 Sgr. pro Quartal zu haben. Inserate werden mit 1 1/2 Sgr. für die gespaltene Petit-Zeile oder deren Raum berechnet und Universitätsplatz 16 angenommen.

[Stand der Weltthändel.] Wie genauere Nachrichten herausgestellt haben, sind die preussischen Verluste bei Erstürmung der Düppeler Schanzen wohl um die Hälfte größer, als anfänglich verlautete. Es schien auch bald unglaublich, daß bei der nicht zu leugnenden dänischen Widerstandsfähigkeit ihre wohlverwahrten Verschanzungen mit so außerordentlich geringen Opfern auf Seiten der Stürmenden genommen werden seien. Dänemark ist auf dem Kriegsschauplatz so gut wie niedergeworfen und wird, was es in Schleswig-Holstein verlor, auf der Londoner Conferenz unter englischer Vetterlichkeit wiederzugewinnen suchen. Schwer genug wird daselbst der Stand der beiden deutschen Großmächte sein, da Napoleon, um seinen europäischen Congress dennoch zu Stande zu bringen, sich England einigermaßen annähert, während dieses für seine Willfährigkeit als Preis jedenfalls von ihm auf die Unterstützung seiner egoistisch-dänenfreundlichen und deutschfeindlichen Politik in der Herzogthümerfrage rechnet. Die Reise unseers Königs auf den Kriegsschauplatz, obgleich sie zunächst nur unserm siegreichen Heere gilt, dürfte aber doch auch für die gerechte Sache der Herzogthümer von guter Bedeutung sein und den Willen Sr. Majestät bekunden, für dieselbe wie bisher kräftig und nun besser als durch alle Diplomaten durch den Kriegserfolg sekundirt einzustehen. Der ersehnte Sieg ist jedenfalls die bitterste Bille, welche die deutschfeindlichen Conferenzerler zu verschlucken haben und welche die Wirkung haben muß, daß sie Sprache und Annahmen wesentlich werden mobilisiren müssen.

Dänemark hat außer seinem mundgroßen aber thatenlosen englischen Protektor auch einen lieben Freund an Garibaldi erhalten, dem Geroß deutscher Revolutionäre und Liberalen, welcher in kriechender Schmeichelei gegen seine Gastgeber in London von dem Räuberstück gegen Neapel, das ohne England nicht würde gelungen sein, sprechend, sich äußerte: „Unsere Landung in Neapel würde wo möglich von denselben Mächten verhindert worden sein, welche jezt das arme, kleine Dänemark zu erdrücken suchen. Es ist ein trauriges Schauspiel, wenn man sieht, wie zwei Halbesse ein kleines Land zu unterdrücken suchen, dem Niemand zu Hilfe kommt und das den An-

greifern nur seine eigene Stärke entgegenzusetzen hat.“ Verstand ist in diesem Gerede nicht viel; Perfidie würde darin gerade genug stecken, wenn der politische Verstandesmangel nicht die Zurechnungsfähigkeit verminderte; Kriecherei gegen England spricht sich ziemlich deutlich darin aus und ohne Zweifel blamirt sind die deutschen nationalvereinlich-fortschrittlichen Garibaldiverehrer, welche den „Befreier Italiens“ für die „Ruechtung der deutschen Herzogthümer“ plaidiren hören müssen. Unsere frühere Vermuthung, daß Garibaldi nicht nur am Fuß, sondern auch am Kopf leide, hat hierdurch einen neuen Anhalt bekommen. Dieses Kopfleiden hat jedenfalls in seiner fixen Idee, daß er „Rom und Venedig“ erobern müsse, seine Ursache und daher ist es wirklich hübsch, daß ihm das italienische Comité in London einen „Hut“ geschenkt hat, worauf die beiden Städte prangen. Daß der „General“ bei seiner Sprichfahrt nach London mit allen Chorführern der Verschönerung den Kopf zusammengesteckt hat, wollen wir nur beiläufig erwähnen.

In Bern hat der Bundesrath beschlossen, dem Verschwörer Mazzini die schweizerische Zufluchtsstätte zu entziehen und die Kantone durch Rundschreiben eingeladen, dem italienischen Wähler keine Aufnahme mehr zu gewähren, sondern denselben im Betretungsfalle zu verhaften und der eidgenössischen Justiz zu überliefern, da es erwiesene Thatsache ist, daß Mazzini zu wiederholten Malen, zuletzt den vergangenen Sommer, das ihm gewährte Asyl zu Lugano in einer die Sicherheit der Schweiz gefährdenden Weise mißbraucht hat. Man kommt also doch überall allmählich zu der Einsicht, daß mit den „Befreiern Italiens“ kein Staat zu machen und daß ihre Nähe keinen Wohlgeruch verursacht!

Wenden wir uns nun für heut zu andern Erscheinungen. Schon öfter haben wir darauf hingewiesen, wie namentlich in den deutschen Großstädten sich der „Fortschritt auf sittlichem Gebiet als Folge des religiösen“ ablagert. Nächst Berlin ringt Wien um die Palme, wo die Sinnenraffinerie, gehegt durch eine nichtswürdige Zeitungspressen, ihre Blüthe treibt. Als Beitrag für diesen „Fortschritt in den Schmutz“ kann dienen, daß während der ersten Wochen nach dem Fasching sich die Gerichtsverhandlungen gegen junge Mädchen,

Näherinnen, Puhmacherinnen u. dgl. jagten, welche sich an fremdem Eigenthum vergriffen hatten, „um auch einmal einen Maskenball mitzumachen, von dessen Freuden sie so viel gehört hatten.“ Gewöhnlich waren sie dabei mit solcher Naivetät zu Werke gegangen, daß der That die Entdeckung auf dem Fuße folgte und ihnen kaum Zeit blieb, aus dem verführerischen Debardeurgewand wieder in das Alltagskleid zu schlüpfen, ehe die Sicherheitsbehörden sich ihrer bemächtigten. Auf wenige Stunden des Taumels Wochen oder Monate in einer Besserungsanstalt, aus der gebessert wohl die wenigsten hervorgehen, für die übrigen dann der Beginn eines glänzenden Glends und reißender Fortschritt auf der abschüssigen Bahn — das ist der Roman einer großen Stadt, der sich zu oft vor unsern Augen abspielt, als daß man noch etwas Außerordentliches daran fände. Und dann dociren Romanschreiber und Theaterdichter „für das Volk,“ daß bei diesen unglücklichen Geschöpfen die wahre Tugend, um sie herum aber nur Prüderie und Pharisäerthum zu finden sei und das gebildete Publikum jauchzt solcher Verwirrung aller Begriffe zu, ist aber gelangweilt oder moralisch entrüstet, wenn Jemand wagt die Dinge beim rechten Namen zu nennen und die logischen Consequenzen der sozialen Unordnung zu ziehen. Zur Pflege dieses Geistes tragen außer andern auch die Theater das ihrige bei, auf denen schamlose Tänzerinnen die Hauptrolle spielen und die Fleischmenschen kitzeln. Die „Ungarischen Nachrichten“ ertheilen der in Pesth gastirenden Fräul. Gallmeyer, welche in der Unverschämtheit Großes zu leisten scheint, erfreulicherweise folgenden Denktzettel: „Fräul. Gallmeyer scheint nicht zu wissen, daß auf ihren Tanz ein gewisser Paragraph (516) des österreichischen Strafgesetzes wörtlich paßt; es heißt nämlich in demselben: „Wer durch unzüchtige Handlungen die Schamhaftigkeit gröblich und auf eine öffentliches Aergerniß erregende Art verletzt, soll zu strengem Arrest von acht Tagen bis zu sechs Monaten verurtheilt werden.“ Wir citiren diesen Paragraph nur, um Fräul. Gallmeyer aufmerksam zu machen, daß, wenn es ihr in einer guten Laune einmal einfallen sollte, ihren Cancan an einem anderen öffentlichen Orte als dem Theater zu tanzen, die österreichische Polizei den obigen Paragraph leicht auf sie anwenden könnte, vor dem sie in dem lebenslustigen Wien, wie es scheint, jene Bühne schützt, an welcher eben Alles geduldet wird.“ Ein schöner Ruhm für Wien, die Metropole für die unflätigsten Excesse von Frauenzimmern zu sein, welche die Straßlingsjagd verdienen. Dieses Treiben wird freilich so lange nicht ausgerottet werden, als man von gewissen Potentaten gewöhnlich als erste Rundgebung ihres Auftretens an einem Besuchsort etwa liest: „Ihre Aheiten besuchten die Oper, wo Fräul. N. ihre Weinproduktionen zum Besten gab und wie eine geile Ziege sprang.“

In Muster-Baden ist die „liberale Freischaar“ daran, die Schule von der Kirche zu „befreien,“ was für sie eine Herzogsangelegenheit ist. Der Herr Erzbischof hat sich gegen diesen frechen Eingriff in das Recht der Kirche und Familie erhoben; am 13 d. M. berietten zu Freiburg 35 Vertrauensmänner aller badischen Landcapitel über die

Schulfrage. Nach dem feierlichen Empfange des Erzbischofs und dem Gottesdienste eröffnete der 92jährige Kirchenfürst mit längerer Ansprache die Hauptversammlung im Convictgebäude, wo folgende Beschlüsse einstimmig angenommen wurden: 1) die Forderungen und Wünsche der erzbischöflichen Denkschrift wurden angenommen und schärfer betont. Falls man in Karlsruhe den Rechten und Pflichten der Kirche, Gemeinde und Familie nicht gebührende Rechnung tragen will, so zieht sich 2) die Geißlichkeit gänzlich von den Knies'schen Staatsschulen zurück und errichtet 3) im Namen der Religions- und Unterrichtsfreiheit Pfarrschulen, fordert zu deren Errichtung das katholische Schulvermögen heraus und fordert die Eltern auf, ihre Kinder nicht den Staatsschulen, sondern den Pfarrschulen anzuvertrauen. 4) Ein Mißtrauensvotum gegen den jetzigen Oberschulrath Director und die Forderung einer katholischen Oberschulbehörde für die Katholiken wurde beschossen. Verworfen wurde mit 27 gegen 8 Stimmen der Antrag: Der Clerus möge sich auch dann, falls die Knies'schen Thesen zum Gesetz gemacht würden, in der Eigenschaft als Kirchenbedienter an den Staatsschulen betheiligen. Auch Alban Stolz züchtigt mit wichtigen Schlägen die liberalen Rechtsnothzüchtiger. Hier haben wir also die ganz unverdeckten Versuche, die Schule in eine religionsentleerte Staatszwangsanstalt zu verwandeln, worauf wir lesthin als die „große Gefahr“ hinwiesen, hier haben wir schon den Kampf der Kirche um ihre Existenz, welche durch Verderbung der katholischen Jugend bedroht wird, hier haben wir den Typus für die Ziele in andern Ländern mit der Warnung: Seid auf eurer Hut; die freimaurerischen, liberalen und revolutionären Parteien stehen zusammen, das, was ihnen durch Hegung von Sektirereien, religiöse Unionen und beschützte Mißheben nicht gelungen ist, auf dem Schulgebiet zu erobern. Das Vorgehen ist nicht überall dasselbe, wohl aber das Ziel.

Früher versuchte man es, wie angedeutet, auf dem „kirchlichen“ Gebiet, wie sich namentlich in der schwachvollsten Periode deutscher Sinnverwirrung in den vierziger Jahren offenbarte, als man mit einigen hirnsfaulen Geistlichen gegen die Kirche stürmte. Das „Märk. Kirchenblatt“ bringt über den damaligen „deutsch-katholischen“ d. h. antichristlichen Standal folgende Enthüllungen: „Der am 19. Decbr. 1863 in Berlin beerdigte Stadtschulrath Schulze war im Geheimen das Haupt bei der Einführung des „Deutschkatholicismus“ in Berlin und Preußen. Er war ein Mitglied höherer Grade der Berliner Logen und errichtete in deren Auftrage ein geheimes Comité zur oberen Leitung der „Deutschkatholischen Bewegung,“ in welchem er den Vorsitz führte. Sein Stellvertreter in demselben war Justizrath S. (noch lebend). Mitglieder dieses Comité's waren noch Kreisr. Köst (bereits verstorben), Professor Rheinwald (im furchtbarsten Wahnsinne verschieden), Kammergerichts-Ref. Müller Jochnius (verstorben), Dr. Curtius, Redacteur der Spen. Ztg. (hat sich 1848 vergiftet). — Vermittelt dieses Comité's wurde Ronge 1844 nach seiner Ausstoßung aus dem geistlichen Stande zu einem

Hilfside der Berliner Loge Royal-York, zu dem Hütten-Inspettor Naglo in Laurahütte, als Hauslehrer gebracht. Naglo hatte hier einen Maurerclubb errichtet, zu welchem mehrere Hütten-Cleven, drei evangelische Predigamt-Candidaten und Ronge gehörten. Aus diesem Clubb ging der berühmte Brief Ronge's an den Bischof Arnoldi von Trier hervor.

Stadtschulrath Schulze erweiterte den Wirkungskreis des eben erwähnten Comité's dadurch, daß er für die Oeffentlichkeit ein „deutschkatholisches Damen-Comité“ gründete, dessen Vorsth seine Frau übernahm. (Schwesterloge? —) Dieses Damen-Comité veranstaltete öffentliche Geldsammlungen und vernahm vielseitige andere Geschäfte. Das Comité sammelte auch in den Berliner Logen 6000 Thlr. zum Bau einer „deutschkatholischen Kirche“ für Czerstyn in Schneidemühl, welche Summe eine Deputation dieser Logen dem Czerstyn überbrachte. Die Sammler sprachen siegestrunken: „mit diesem Bau wollen wir den Jesuiten eine Nase aufsetzen, die ihnen festhalten soll,“ weshalb seit jener Zeit die Jesuiten insgesamt eine Nase haben, was früher wahrscheinlich nicht der Fall. Der Hauptbeförderer dieser Agitation hat während seiner 25jährigen Amtirung an der Spitze der Berliner höheren und niederen Schulen fast nur demokratische Fortschritts-männer gebracht, sich nicht gescheut z. B. den Lehrern, welche beim Religionsunterrichte vom Teufel sprachen, vor den Schülern zu rufen: „Sprechen Sie nicht vom Teufel, das ist nicht schicklich,“ — und ihnen verboten, Jesus den Heiland oder Christus zu nennen. (Zeugen leben noch.)

Die „Hamburger Nachrichten“ enthalten eine Reihe sehr ansprechender Schilderungen aus Süd-Frankreich. Wir entnehmen diesen Briefen Folgendes: „In Vagnères befindet sich ein Carmeliter-Kloster, an dessen Gründung sich für uns Deutsche ein ganz besonderes Interesse knüpft. Das Kloster zu Vagnères ist im Jahre 1856 gegründet worden, und diese Gründung wird als das Werk eines Mönches angesehen, des Hrn Augustin Marie du très Saint Sacrement, in dem Sinne, daß das Interesse, welches sich an seine Person knüpfte, das Zustandekommen der bedeutenden zum Bau erforderlichen Fonds ermöglichte, und daß namhafte Künstler, wie Horace Benet, der Bildhauer Bonafieu und die Orgelbauer Cavaillé und Coll aus demselben Grunde mit ihrer Hände Werk die schöne Klosterkirche geschmückt haben. Dieser Mönch ist kein Anderer, als der frühere Pianist Hermann Cohn aus Hamburg, ein geborener Israelit und Schüler Liszt's, dessen Beherrschung (1847) und späterer Eintritt in den Orden der Carmeliter seiner Zeit viel Aufsehen erregte. Der Vater Hermann, wie er noch jetzt allgemein genannt wird, ist aber außerdem eine in ganz Frankreich bekannte und vollständige Figur geworden; seine Geschichte, sein früherer Lebenswandel, seine spätere Buße, sein glänzendes Orgelspiel, die vielen Cantaten, die er componirt, und die Glaubensbegeisterung, die aus allen seinen Worten und Thaten lodert, haben ihn überall eingeführt und mit einem besonders hohen Grade von Verehrung umgeben. Er ist im Jahre 1821 in Hamburg von reichen jüdischen Eltern geboren und entwickelte früh-

zeitig ein großes musikalisches Talent. Erlittene Vermögensverluste veranlaßten die Mutter, mit dem Knaben zur Ausbildung seiner Anlagen nach Paris (1834) zu gehen, nachdem man ihn als Wunderkind in Deutschland öffentlich hatte auftreten lassen, wo ihm überall, und zumal am mecklenburg-schwerin'schen Hofe, eine besondere Aufmerksamkeit zu Theil wurde, worauf er wiederholt in seinen späteren Briefen zurückkommt. In Paris machte er Bekanntschaft mit Liszt, der ihn weiter ausbildete und dem er auch eine Zeit lang nach Genf folgte, als der erstere sich dorthin zur Gründung eines Conservatoriums begab. Cohn's Talent erregte überall das größte Aufsehen. Er gerieth aber bald auf lasterhafte Wege, die auch seinen Vater von ihm abwandten, wovon er selber sagt: „J'étais la proie de toutes les intempérences, de tous les plaisirs, de tous les désordres de la jeunesse,“ und kam in Verbindung mit allen sozialen und religiösen Sektirern, Neuerern, Atheisten, Sozialisten u. s. w., deren eifrigster Bögling er ward. Die Umwandlung ging plötzlich in ihm vor, im Jahre 1846, mitten im Strudel des ausschweifendsten Lebens, in dem er täglich verkehrte. In einer Kirche, wo er die Leitung eines Chores übernommen hatte, und später in Gmz während einer Messe, wo, wie er sagt, die Gnade Gottes sich auf ihn herabließ und es ihm wie Schuppen von den Augen fiel.

Die katholische Kirche in Schleswig-Holstein.

Wir haben schon früher darauf hingewiesen, daß der Fanatismus gegen die katholische Kirche kaum irgendwo größer und eingewurzelter war, als in den meerumschlungenen Herzogthümern. Selbst Dänemark war gerechter und billiger, als sie. Als der Bischof von Donabrück vor einigen Jahren nach Kopenhagen kam, wurde er zur königl. Tafel geladen und Friedrich VII. erwies ihm auch sonst große Ehren und behandelte ihn mit vieler Auszeichnung. Ermuntert durch diese Beweise königl. Huld, erbat sich der Bischof vom Könige das Recht, im Holsteinischen persönlich die Firmung vornehmen zu dürfen, was bisher nicht gestattet war. (Es erhielten die katholischen Geistlichen die außerordentliche Vollmacht, das hl. Sakrament der Firmung zu spenden.) Mit größter Leutseligkeit theilte Friedrich VII. diese Licenz und bemerkte dem Bischof lächelnd: „Ich habe nichts dagegen, wenn Sie nur nicht bei Ihren Landsleuten selbst — meinen Beamten in Holstein — Anstoß erregen.“ Der Bischof begab sich nach Kiel und firmte dort, ohne weiter anzufragen, die katholische Jugend. Keine Woche verging und der katholische Pastor wurde amtlich zur Rede gestellt, wie der Bischof sich unterstellen könne, in Holstein Episkopatsrechte auszuüben und wie er als königlicher Diener dies zugeben könnte. Der Pastor bedeutete, daß der Herr Bischof von Sr. Majestät persönlich die mündliche Ermächtigung erhalten hätte. Doch die Hochwürdigsten in Kiel, das Consistorium und die weltlichen Behörden richteten an das Kultusministerium in Kopenhagen eine Beschwerde-schrift, setzten in der That eine allerhöchste Verwarnung an den Donabrücker Bischof durch und zwangen also des Königs Majestät, sich selbst eine Rüge zu ertheilen.

Vor einigen Jahren wollte sich die Tochter eines holsteinischen Schullehrers mit einem eingewanderten Katholiken vermählen. Man hatte sich über die Erziehung der Kinder, welche katholisch werden sollten, geeinigt, und auch der Vater der Braut hatte seine Einwilligung, allerdings nur mündlich, ertheilt, da eine schriftliche Erklärung ihn, wie er befürchtete, um seinen Posten hätte bringen können. Der katholische Pastor von Kiel mußte, dem weltlichen Gesetze gehorchend, mit schwerem Herzen die erbetene Segnung versagen. Die Brautleute erwirkten sich nun einen sogenannten „königl. Ehebrief“ (Majestätsbrief), durch welchen man im ganzen Lande Dänemark von jedem beliebigen Pastor getraut werden kann, und wendeten sich an den katholischen Pfarrer in Hamburg, welcher, da die Papiere in Ordnung waren, die Trauung vornahm. Fast ein Jahr war verstrichen, als das lutherische Consistorium die Gültigkeit der Ehe anzutasten wagte und dem katholischen Pastor von Kiel verbieten wollte, das aus derselben hervorgegangene Kind zu taufen. Man begnügte sich nicht damit, die kirchliche Gültigkeit der Ehe in Frage zu stellen, sondern drohte dem Ehepaar selbst mit den bürgerlichen Folgen eines unerlaubten Zusammenlebens. Und bei der Drohung allein sollte es nicht bleiben. In ihrer Bedrängniß trennten sich die Eheleute zeitweilig und die Frau glaubte in der Bekehrung zur katholischen Kirche, womit sie gleichzeitig einem längst gehegten Verlangen entsprach, das Mittel zur Anerkennung ihrer Ehe zu finden, da ja nun beide Theile einer Konfession angehörten. Doch auch dies genügte den übermüthigen Nachhabern in Holstein nicht. Abermals suchte man die Ehe als Concubinat zu brandmarken, abermals zwang man die Leute, getrennt zu leben, und zerrüttete auf solche Weise ihre moralischen und materiellen Verhältnisse. In dieser Bedrängniß appellirten sie an die Gnade des Königs von Dänemark und ein Wachtspruch Friedrichs VII., der trotz manchen Schwächen das Herz stets am rechten Fleck hatte, entschied zum Aerger der weltlichen und kirchlichen Beamten, daß die Ehe als gültig zu betrachten sei, und gab den unglücklichen Gatten die Ruhe und geraubte Ehre wieder. Was nun die statistischen Verhältnisse unserer Glaubensgenossen anbelangt, so dürfte die Zahl der Katholiken im Herzogthum Holstein sich über 1400 belaufen. Eigentliche Pfarreien bestehen nur zwei, nämlich in Altona und Kiel. Die beiden Geistlichen haben die Seelsorge der übrigen im Herzogthume zerstreut lebenden Glaubensgenossen zu besorgen. Die Altonaer Gemeinde zählt nahe an 800, jene in Kiel 180. In Rendsburg leben 130 Katholiken, in Neumünster 120, in Ikehoe 40, in Oldesloe 46, in Glückstadt über 100. In Rendsburg und Glückstadt trifft man katholische Kapellen, in Neumünster dürfte in nächster Zeit eine katholische Pfarrei errichtet werden. In geistlicher Beziehung unterstehen sämtliche katholische Gemeinden der Herzogthümer und Dänemarks dem Bischof von Osnabrück, welcher vom Papste zum apostolischen Vicar für die norddeutsche Mission ernannt wurde.

Daß die Verhältnisse der Katholiken im Herzogthume Schleswig noch viel ungünstiger, daß ihre Leiden und Entbehrungen dort viel größer sind als in Holstein, liegt in der Natur der Sache. Alle jene Beschränkungen, welche für das Herzogthum Holstein im vorigen Jahre fielen, blieben in Schleswig aufrecht

erhalten. Die Ständerversammlung that nicht das Geringste, um die drückenden ungerechten Gesetze zu mildern; von Freiheit wurde auch in Schleswig viel gesehelt, doch Freiheit den katholischen Mitbürgern zu verschaffen, fiel Niemanden im Ständesaale ein. Die Zahl der Katholiken im Herzogthum Schleswig dürfte sich auf nicht ganz 500 belaufen. In der Stadt Schleswig zählt man 50, in Flensburg über 100. Die größte Gemeinde befindet sich auf der Insel Nordstrand mit etwa 250 Gläubigen und einer Pfarrei. Auch besitzt diese Gemeinde eine Schule, welche von etwa 40 Kindern besucht wird. Allerdings müssen deren Eltern das Schulgeld dem protestantischen Schullehrer entrichten, wodurch die Erhaltung einer besondern konfessionellen Schule doppelt hoch zu stehen kommt. Die übrigen Katholiken leben in Schleswig zerstreut, die Wohlthat eines katholischen Gottesdienstes wird ihnen auch nicht einmal im Jahre zu Theil. Die Occupation des Landes durch die allirte Armee Preußens und Oesterreichs hat allerdings in diese traurigen Verhältnisse eine Aenderung hervorgebracht. Der katholische Gottesdienst hat sich seit einigen Wochen im hohen Norden wieder eingebürgert, arme Klosterfrauen, die nur zur Krankenpflege hierher geellt sind, haben ohne Absicht und Wissen „moralische Eroberungen“ gemacht und auf dem Boden, den seit drei Jahrhunderten kein Fuß eines Ordensmannes mehr betreten durfte, wie dort alltätiglich dem Herrn des Himmels das unblutige Opfer der hl. Messe dargebracht. Wenige Jahre sind es her, daß die Gräfin Hahn-Neubaus den Versuch machen wollte, barmherzigen Schwestern auf ihrem Gute Unterkunft zu geben und sie als freiwillige Krankenwärterinnen zur Pflege jener Glaubensgenossen zu verwenden, die erkrankt sein würden und keine Freunde und Verwandte hätten, die sie pflegen könnten. Doch wie wurde die edle Gräfin angeschauzt, als sie ihr Anliegen an maßgebender Stelle vorbrachte! Vergeblich wies sie auf Berlin hin, vergeblich auf das Wirken und die Beliebtheit der Schwestern in protestantischen Staaten, vergeblich bat sie, nur einige Schwestern auf Widerruf zur Privatdienleistung in ihrem Schlosse zuzulassen. Wie wurde sie am Amte angeschauzt, ob sie denn die Gesetze nicht kenne und was ihr einfiel? Ein Herr, der es jetzt ziemlich „klein beigeht“, versicherte der Bittstellerin, daß, so lange er zu reden habe, „nicht ein einziges Exemplar des schwarzen Klostergezüchts“ nach Holstein kommen dürfe. Und heute... Mehr als 100 Schwestern der verschiedensten Congregationen befinden sich nicht nur im Lande, sondern wirken öffentlich in allen Städten und Spitälern der Herzogthümer und wandeln in ihren Ordenshabits unter den Augen des gestrengen Herrn, der zufrieden ist, daß er noch bis zur Stunde im Herzogthume Holstein bleiben konnte.

Vor zwei Jahren noch empfindliche Geldstrafen wegen einer hl. Messe in einer Privatbesitzung, ängstliche Nachforschungen von Spürhunden, ob nicht etwa außerhalb des Bethauses ein katholischer Priester eine kirchliche Funktion vorzunehmen das Verbrechen begeht, und heute? Nicht einmal und an einem Orte, nicht in der Verborgenheit, sondern öffentlich werden jeden Tag in den verschiedenen Städten viele hl. Messen celebrirt. Die Herren Schrader und Hasselmann sehen unwillig drein und verziehen die Mienen, aber verhindern können sie es nicht, ja nicht

einmal eine Einsprache gegen diese „Uebergriße der römischen Priester“ läßt sich wagen. Zählt doch ersterer zu den Vorseher der Freiheit und kann den Vorwurf der Intoleranz nicht leicht auf sich laden, und letzterer? — letzterer leistete dem Dänenkönig den Eid der Treue, vergaß nach wenigen Wochen, daß er dies gethan und huldigte von geheiligter Stätte dem „Herzog von Schleswig-Holstein“ in überschwenglichen servilen Worten. Statt Andere zu vertreiben, wie es früher seine Gewohnheit war, ist Herr Hasselmann nun zufrieden, wenn man ihn nicht selbst vertreibt, und auch in Schleswig ducken sich zweizüngige kirchliche und weltliche Beamte vor der Macht der preussischen und österreichischen Befehlshaber. Die preussischen Kommandanten in Kiel und Eckernförde gaben den Befehl, daß ihre Soldaten den Schwestern dieselben Ehrenbezeugungen erweisen sollten, wie den Mägden, und sie selbst salutiren ihnen, wenn sie sie auf der Straße begegnen, wie es im Krimkriege Marshall Canrobert gethan, der mit seinem ganzen Stabe anhielt und zwei graue Schwestern salutirte, oder Pelissier, der die Leiche einer Klosterfrau vom hl. Vincenz von Paul zu Grabe geleitete.

Schule der Weisheit.

[Ein Handelsgeschäft mit Gott.] Paul du Halde hatte sich als Juwelier in Paris niedergelassen; da er dort kein Glück hatte, so entschloß er sich, nach Madrid überzusiedeln. Er war von jenem Glauben, der Berge versetzt, dachte er nicht besser den guten Erfolg seines neuen Vorhabens sichern zu können, als wenn er Gott selbst für dasselbe gewänne.

Zu diesem Zwecke machte er ein feierliches Gelübde; er stellte sein Geschäft unter den Schutz der Religion und schloß mit Gott einen Handelsvertrag, dessen Inhalt er in seinem Tagebuche verzeichnete und den er gewissenhaft zu halten versprach.

Im 1. Art. dieses Vertrags bestätigte er die Errichtung der Verbindung, ihren Sitz und ihren Zweck, nämlich den Handel mit Götzeinen.

Im 2. Art. bestimmte er die Dauer des Vertrags auf 3 Jahre, anfangend mit dem 1. Oktober 1719 und endend mit dem 1. Oktober 1724.

Im 3. Art. verpflichtete er sich, alle Morgen: „Komm heil. Geist“ u. zu beten, um den Segen des Himmels für die Tagesarbeit zu erleben, ferner während der fünf Jahre keine andere Verbindung einzugeben.

Im 4. Art. verzeichnete er sein Vermögen, das er auf 15,000 Riores schätzte, und bildete aus dieser Summe den Fond der Gesellschaft.

Endlich im 5. Art. setzte er fest, daß er bei Auflösung der Gesellschaft die 15,000 R. als Betrag der eingelegten Summe, die Mitgift seiner Frau, falls er sich verheirathe, und allenfallsige außerordentliche Einnahmen, die ihm während der Dauer des Vertrags zufließen könnten, abziehen werde, und daß der Ueberschuß zur Hälfte zwischen ihm und Gott getheilt werden solle.

Keine Handelsverbindung hat einen so glänzenden Erfolg gehabt, als die, welche Paul du Halde geschlossen.

Der fromme Juwelier reiste alsbald nach Madrid ab, wo

er am 19. Okt. 1719 ankam und streng die eingegangenen Verpflichtungen erfüllte.

Das religiöse Gefühl, das ihm dieselben eingeflößt, unterstützte ihn in seiner Arbeit, und Gottes Segen belohnte seine Anstrengungen.

Zwei Jahre später ließ er schon mehr als eine Baarenniederlage in Madrid errichten und kehrte nach Paris zurück, in der Absicht, dort für immer zu bleiben. Er vermählte sich im Januar 1722; seine Frau brachte ihm eine Mitgift von 30,000 R., welche er seinem Handelsfonds beifügte, und das Glück blieb ihm auch ferner günstig.

Im Okt. 1724, dem Datum der Auflösung des Vertrags, verfuhr er gewissenhaft mit dem Rechnungsabschluß, den er in seinem Tagebuche vornahm.

Das Vermögen der Gesellschaft belief sich auf 131,000 R., wovon er seine Einlage von 15,000 R. und die Mitgift seiner Frau zu 30,000 R. abzog, wonach der Ertrag des Geschäftes sich auf 86,000 R. belief. „Hiervon,“ sagt er, „die Hälfte für Gott, und die Hälfte für mich macht 43,000 R. Auf die für Gott bestimmte Hälfte habe ich schon dem Pfarrer von Saint Germain l'Auxerrois 25,000 R. übergeben, welche er unter die Armen vertheilt hat; hiernach bleibt Gott noch ein Saldo von 18,000 R., welches ihm gedeckt wird theils durch Edelsteine, die noch in der Niederlage zu Madrid sich befinden, theils durch Sachen von Gelbeswerth. Verflucht seien meine Erben, welche unter irgend einem Vorwande diese Summe nicht ablieferten würden, wenn Gott mich abrufen sollte, bevor ich selbst meinen Verpflichtungen habe nachkommen können.“

Wenige Zeit nachher ward er krank und machte sein Testament am 14. Januar 1725, in welchem er dieselben Anordnungen erneuerte. Er starb im darauffolgenden März, und die Verwaltung der Pariser Hospitäler beanspruchte den schuldigen Rest von 18,000 R. Die Erben widersetzten sich; aber das Parlament verurtheilte sie zur Auszahlung dieser Summe.

Der Schimmel von Marengo.

(Fortsetzung und Schluß.)

Auch als Kaiser ritt Napoleon bei Schlachten und Einzügen auf diesem Gaul, so bei Ulm und dann bei Austerlitz, wo ihn derselbe am 2. December 1805 bei der berühmten Dreikaisereschlacht zu einem neuen welterschütternden Siege trug. Seine Vorliebe für dieses Schlachtpferd wurde dadurch immer größer und zärtlicher; aber auch des edlen Thieres Zuneigung zu seinem kühnen Herrn zeigte sich oft auf die wunderbarste Weise. So kannte ganz genau seine Gesichtszüge, und mit der den arabischen Pferden eigenthümlichen Anhänglichkeit folgte es ihm in den verschiedenen Lagen, frei wie ein Hund, und schien nur dann recht glücklich zu sein, wenn es den Kaiserhelden trug, als wisse es, daß in jener Glanzperiode der Beherrscher von Europa, der Gründer eines neuen Volkssystems auf seinem Rücken sitze.

Besonders stolz zeigte sich dieser Schimmel immer bei feierlichen Einzügen in eine eroberte Stadt. Seine Augen sprühten dann Feuer, sein Gang glich mehr einem Tanz; alle seine Bewegungen waren majestätisch, selbst die elegante Krümmung seines

langen Schweiß hatte Erhabenes! Genug, Alles schien zu sagen: „das ist der Schimmel von Marengo, der Europas Geschick auf seinem Rücken trägt.“ Nebst diesem herrlichen Pferde hatte Napoleon aber auch für andere Dinge eine Vorliebe, die er bei Marengo trug; dazu gehörten auch die damaligen Kleider. Bei einem Einzuge in Mailand im Jahre 1808 ritt er nicht allein auf demselben Pferd, sondern er hatte auch dasselbe Costüm, den Degen und denselben Hut auf, den er bei Marengo getragen hatte. „Man bemerkte,“ erzählt Bourienne, sein damaliger Sekretär, „daß die Kleider großer Herrn von den Würmer eben so wenig verschont werden, als nach dem Tode ihre Leiber; denn das Costüm von Marengo schien nach acht Jahren ziemlich durchlöchert zu sein.“

Auch an dem damals an Jahren schon ziemlich vorgerückten Schimmel wollten Einige bemerken, daß seine Jugendzeit bereits vorüber sei, doch sein Herr meinte, „das Lebendige von echter Race wird nie alt.“ Wirklich war trotzdem, daß die graumeiße apfelgesprenkelte Haut nun schon ziemlich in's Weiße schillerte, an der Kraft und Behendigkeit der Bewegungen dieses berühmten Schlachtpferdes, dessen Race diese Thiere oft 18—20 Jahre dienstbar macht, noch nicht das geringste von Abnahme zu merken. Jedoch wurde es auf Befehl seines Herrn nun mehr geschont und mit fast übermäßiger Sorgfalt gepflegt.

Zu Ende 1808 in Spanien ritt Napoleon einen Rappen, auf welchem er nicht so glücklich war. In dem darauffolgenden Feldzuge von 1809 gegen Oesterreich erschien er daher vor Ubenberg wieder mit seinem „Marengo,“ der ihn am 22. April zum großen Siege von Eggmühl und Landshut trug. Als jedoch der große Glückskaiser auf ihm, vor den Mauern von Regensburg anrückte, welche Stadt noch von den Oesterreichern besetzt war, erhielt er durch die Kugel eines Scharfschützen am rechten Fuße eine Wunde, die ihn vom Pferde brachte. Die Nachricht hievon verbreitete sich alsbald bei der Armee und die Soldaten eilten voll Unruhe und Besorgniß herbei. Während des Verbindens fragte Napoleon, ob auch sein Schimmel getroffen sei? Auf die Verneinung ließ er sich denselben wieder vorführen, schwang sich hinauf und ritt zu einem Siege, der ihn bis gegen Wien führte.

In der für die Oesterreicher glücklicheren Schlacht bei Aspern ritt Napoleon ein anderes Pferd derselben Race, das, obwohl viel jünger, ihm durchaus nicht denselben Dienst leistete, wie sein geliebter „Marengo,“ der einstweilen bei seinen andern Leibpferden verweilen mußte.

Diese unkriegerische Hintanziehung schien ihn zu verdrießen, und Napoleon selbst wollte nicht mehr dieselbe Freude an ihm erkennen, die er sonst zeigte, wenn er sich ihm näherte und ihm Zucker brachte. Wie für seinen Herrn, schien einmal auch für das Leibpferd die Schlacht sein eigentliches Element, Kanonendonner und sonstiges Kriegsgetöse seine vorzügliche Freude. Der Kaiser wollte indeß das theure Kleinod von Marengo schonen, und zeigte sich oft weniger für sich, als für seinen Schimmel besorgt. Am 6. Juli 1809 kam es zu der berühmten Schlacht bei Wagram. Tief sinnend saß Napoleon in der Nacht zuvor von 200,000 Feinden umringt beim Vivouafeuer. Nicht weit hinter ihm standen seine Leibpferde, wobei der Marengo. Schwei-

gend empfangen die ersten Generale ihre Dispositionen auf den morgigen verhängnißvollen Tag, der noch einmal über das künftige Schicksal der halben Welt entscheiden sollte. Ihre ernstesten Mienen zeigten von wenig Hoffnung des Sieges; ahnungsvolle feierliche Stille herrschte überhaupt ringsum, nur von dem Getöse der Feuer und von dem einsörmigen Zuruf der Wachen oder von dem Gestampfe der Rosse unterbrochen. Als der Morgen graute, hörte man eines der Leibpferde heftig wiehern. „Das ist die Stimme meines Marengo,“ sagte nun Napoleon, „der will wieder eine Schlacht mitmachen. Sattelt mir also für heute wieder den Marengo.“ Und wirklich war damit auch wieder das alte Glück verbunden, denn der Schimmel trug den Kaiser zu dem glänzendsten Siege, den er je ersochten hatte!

Im russischen Feldzuge, vom April 1812 bis zum December desselben Jahres, bediente sich der Kaiser, obwohl sein Marengo an Kraft und Behendigkeit noch nicht nachgelassen hatte, ihn zu schonen, anderer Leibpferde, die aber bei jenem unglücklichen Kriegszuge, in welchem der General Winter der grimmigste Feind war, durch fürchterliche Strapazen, Entbehrungen und Kälte, beinahe alle zu Grunde gingen.

Der berühmte Schimmel war inzwischen ganz wohlbehalten im Marstalle zu Paris. Nun hatte er sich aber ganz verärbt, noch immer aber war an ihm nicht die geringste Abnahme seiner Kraft und Behendigkeit zu erkennen und wohl von Niemanden wurde Napoleon, als er wieder nach Paris zurück kam, freudiger empfangen, als von seinem treuen Schimmel von Marengo.

In dem darauffolgenden Feldzuge 1813, in Deutschland, wurde er wieder mitgenommen, aber nur mehr zur Parade und zu Einzügen, da die Höhe seines ganzen Wesens bei solchen feierlichen Gelegenheiten noch immer alle andern und jüngern Leibpferde überstrahlte. Sein kaiserlicher Reiter zog so mit ihm in Dresden ein. Bei Bautzen, wo das Schicksal Europa's noch einmal auf die Spitze gestellt wurde, bediente er sich desselben auch wieder bei der Schlacht. Bei Leipzig hingegen ritt er ein anderes Pferd, auf welchem er nach Sprengung der Elsterbrücke in Frankfurt und dann über den Rhein wieder in Frankreich ankam.

In der französischen Campagne 1814 ritt er den Marengo wieder bei mehreren Schlachten. Wollte der nun des Glückes Bedürftige damit das alte Glück wieder herausbeschwören? Oder liebte der nun selbst älter und ruhiger gewordene Feldherr auch ein älteres, ruhigeres Schlachtpferd? Genug, er ritt den Schimmel wieder bei Montmirail, wo er die Russen schlug, und bei Brienne, wo er nicht ohne Glück gegen die Oesterreicher und Baiern kämpfte.

Doch die Stunde, seine Ueberhebung zu büßen, hatte geschlagen; alle Mächte Europa's, mit den gewaltigsten Armeen waren nun gegen den Einzigen in Anmarsch. Durch die genialsten Kriegsoperationen trogte er lange noch ihrer dreifach überlegenen Macht, bis endlich durch fortwährende feindliche Verstärkungen die Gefahr für seine Hauptstadt Paris hereinbrach, gegen welche die gewaltigsten Massen anstürmten.

Dies zu hindern, mußte bei Arcy noch eine Art Verzweiflungsschlacht gewagt werden, zu welcher Napoleon wieder seinen Marengo bestieg. Dieser war auch in der Unglückszeit der Alte von Marengo geblieben und wie neu belebt zeigte er sich wieder im

Schlachtgetümmel, nicht wie so manche von seinen Marschällen, die, nachdem sie durch ihn groß gemacht und in Hofgenüssen verwickelt waren, in seinem Unglückswechsel keine Lust mehr zum Kriege zeigten. Unmuth und Lahmheit trat nun an die Stelle der früheren Begeisterung und der großen Waffenthaten, und trotz der männlichsten Anstrengungen der französischen Armee und des unwandelbaren Talents ihres Führers aus seinem Schimmel rißte sich die Schlacht zu Gunsten seiner Feinde.

Da wollte Napoleon noch einmal sein Glück herausbeschwören und einen großen Coup ausführen, der ihm Sieg oder Tod bringen sollte. Der Schimmel schien den Sinn seines Herrn zu theilen. Aber im Schlachtgetümmel, in einem Wirbel von Weiterangriffen vermag dieser nur mit dem Degen in der Hand und durch gewaltige Säge seines bewährten Schlachtrosses wieder los zu kommen. Da fällt eine Haubitzenkugel zu dessen Füßen nieder; der kaiserliche Reiter wartet ruhig das Zerspringen ab, Ross und Reiter verschwinden in einer Wolke von Rauch und Staub und schon glaubten die Soldaten den Kaiser verloren! Da vertheilte sich der Pulverdampf, man erblickt ihn wieder, aber — ohne Pferd —! Der Schimmel von Marengo war zerschmettert; er erhielt, was sein Reiter zu suchen geschienen hatte, den Tod der Ehre auf dem Schlachtfelde! Mit diesem elden Hiere war aber von nun an auch seines hochberühmten Herrn ganzes Glück zerschmettert; bald darauf besetzten die Allirten seine Hauptstadt.

Ein Jahr später, als er von Elba zurückgekehrt war, ritt Napoleon einen andern Schimmel von derselben Race, aber es war nicht mehr der Schimmel seiner glücklichen Tage, kein Marengo, der den Cäsar und sein Glück trug; bei Waterloo erlitt er die größte Niederlage und mußte auf diesem Rosse nach Paris zurück fliehen, um bald Frankreich auf immer zu verlassen. In sein Hengstgrab auf der Insel Helena wurde er in einem alten, durchlöchernten Mantel eingesenkt. Diese Umhüllung war das letzte übriggebliebene Kleinod von Marengo!

Bermischte Nachrichten.

Breslau. Der Privatdozent der kathol. Theologie Dr. Paul Scholz ist zum außerordentlichen Professor an hiesiger kathol. theol. Fakultät befördert worden.

— Die „Bresl. Zeitung“ 1. Beil. Nr. 189 bemerkt in dem Bericht über die Prüfung in der hiesigen protestantischen Vereinsschule auf der Schulbrücke recht offenherzig, daß Töchter aus gemischten Ehen daselbst „freien Unterricht“ zu haben pflegen. Mit Befriedigung habe man wahrnehmen können, daß durch die seit 21 Jahren bestehende Anstalt Mädchen, welche in Gefahr schwebten der evangelischen Kirche verloren zu gehen, derselben erhalten worden seien.“ Wir zweifeln nicht, daß in manchen „gemischten Ehen“ die Gesinnung des katholischen Theils so faul wird, daß er allenfalls auch seine Kinder bescheiden lasse, wenn's Profit brächte. Solche Katholiken können wir nur vorläufig an die von ihnen vergessenen letzten Dinge erinnern, die heißen: 1. der Tod, 2. das Gericht, 3. die Hölle, 4. der Himmel.

— Die „Kreuzzeitung“ berichtet aus einem Privatbrief zu dem Sturm auf die Düppeler Schanzen, daß bei dem Vorgehen der 3., 4. und 7. Compagnie des Regiments Nr. 18 unter dem Oberst v. Ketteler die Leute dieser Compagnien durch die Zurufe des katholischen Geistlichen Simon sehr begeistert wurden und sich mit schallendem Hurrah mit dem Bajonnet dem Feinde entgegenstürzten. Ein mit den Dänen gefangener schwedischer Offizier habe beim Anblick dieses ihm gewiß ebenso neuen wie überraschenden Bildes wie versteinert dagestanden. Der Pfarrer Simon wird unter den Leichtverwundeten aufgeführt.

Braunsberg. Pfarrer Dr. Micheliß in Altschützen bei Münster, auf dem literarischen Gebiet rühmlich bekannt, ist zum außerordentlichen Professor der Philosophie am hiesigen Vicum ernannt.

Triest. Von einem hiesigen Schneider und Hauseigenenthümer ging schon seit längerer Zeit das Gerücht, daß er seinen zehn Jahre alten Sohn unter schweren Mißhandlungen in einem Dachstübchen verschlossen habe. Auf dieses Gerücht hin fand daselbst eine polizeiliche Hausdurchsuchung statt und richtig fand man den Knaben in einer Ecke des erwähnten Stübchens in einem mittelst eines Vorlegegeschlosses versperrten Koffer. Der Körper des Unglücklichen war in einem erbarmungswürdigen Zustande, zahlreiche Spuren von mehrmals des Tages durch den Vater und die Stiefmutter erlittenen Mißhandlungen waren sichtbar, die Füße steif, die Kniee eingebogen, kurz, derselbe war einem Leichnam ähnlich. Das Kind soll durch zwei Wochen mit kärglicher Nahrung und unter fortgesetzten Mißhandlungen in dem Koffer verschlossen gehalten worden sein; es wurde zur Pflege in das allgemeine Krankenhaus geschafft; gegen die unnatürlichen Eltern aber wurde die Strafsamthandlung eingeleitet.

Belgien. (Peterspfennig.) Eine Gemüsekrämerin in einer der Vorstädte Namürs (in Belgien), die eben mit ihrem Karren auf den Markt fuhr, hielt vor dem Hause eines Pfarrers der Stadt und schellte. Beim Erscheinen der Dienerin des Hauses übergab sie dieser einen leinenen Sack mit den Worten: „Nehmen Sie das, es ist für den Papst.“ Daraus griff sie wieder zu ihrem Karren und fuhr weiter. Der Sack enthielt 35 Franken.

Frankreich. (Pietät gegen den Papst.) Der Bediente des Erzbischofs von Alby gehört dem dritten Orden des hl. Franziskus an; er brennt vor Verlangen, ganz dem religiösen Leben sich zu widmen, sobald die Pflichten irdlicher Liebe ihn nicht mehr in der Welt zurückhalten. Kürzlich reiste ein Bekannter nach Rom. „Sie werden den hl. Vater sehen,“ sagte ihm der brave Diener, „legen Sie diese 200 Franken ihm zu Füßen, die ich allmählich für Pius IX. damit gewonnen habe, daß ich Kanarienvögel, die ich in dieser Absicht erzog, verkaufte.“

In Florenz wurde vor Kurzem die „Dame mit den Camellen“ gegeben. Die noch jugendliche Trägerin der Titelrolle leistete Vorzügliches. Bis zum Schluß trat keine Störung ein, in dem Moment aber, als Marguerita starb, ließ sich im Parterre eine Stimme vernehmen, welche ausrief: „Daß Du doch wirklich sterben würdest, Viederliche!“ Man kann sich die Ueberraschung

des Publikums denken, doch die Geschichte hatte mit dem erst ihren Anfang. Sogleich war ein anderer Herr aufgestanden und beehrte laut Rechtfertigung über diese Beschimpfung. Der Vorhang mußte fallen, und als nach einigen Sekunden noch immer keine Rechtfertigung, sondern eine Fluth von Beschimpfungen von Seite des Ersteren erfolgte, bildeten sich sogleich Parteien, die Herren kamen in's Handgemenge, die Gallerien johlten und piffen — plötzlich erhebt sich der Vorhang von Neuem, die in Thronen gebadete Marguerita bat um Verzeihung für — ihren Vater, denn dieser sei es, der aus Schmerz über ihre Liebe zur Kunst diesen Ausruf gethan.

Dublin. (Unangenehme Verwechslung.) Einem Advokaten, der kürzlich in Dublin einen des Mordes Angeklagten vertheidigte, ist ein kurioser Streich passiert. Es war von Wichtigkeit, den Geschworenen die Kugel zu zeigen, welche in der Leiche gefunden worden sein sollte. Der Advokat hielt sie in der Rechten; da er aber etwas an Katarrh litt, so hielt er gleichzeitig in der Linken einige Pastillen, vielleicht Hoff'sches Brust-Malz. Im Feuer der Rede, als er gerade wieder eine Pastille nehmen wollte, verwechselte er die Hände und verschlang die Kugel, so daß diese — sammt der Vertheidigung — bis auf weiteres in ihm stecken blieb.

(Originelle Jugendprobe.) Folgende ergötzliche Jugendprobe sah ein Reisender in der Gegend von Brattiam, am Drenenfluß, eine ländliche Braut mit ihrem Bräutigam anstellen. Sie führte denselben an einem Sonntage begleitet von der Dorfjugend, vor eine Linde, auf welcher sich ein junger Bienenschwarm angesetzt hatte, und ließ den Burschen dort stehen. Sie selbst trat mit den Andern zurück. Der Bursche aber nahm eine vermessene Postur an und faßte den Bienenschwarm scharf ins Auge. Da gährte der Aufruhr in der Bienenrepublik; die Blicke der Entfernstehenden aber waren mit ängstlicher Aufregung auf die Bienen und den Burschen gerichtet.

Einige von den jungen Republikanern tirailirten zornig summend hervor und setzten sich in die Haare des Bräutigams, aber er stand fest wie ein Giechenspfahl; ja er machte sogar den Mund weit auf, als gedächte er, wenn es darauf ankäme, den ganzen Bienenschwarm zu verschlingen, während die Bienen schwärmten.

Eine andächtige Stille herrschte in der Gemeinde, und nur die Braut verrieth, auf den braven Burschen schauend, einige Unruhe und Besorgniß, daß die Sittenprobe schlimm ablaufen könne; allein die Bienen kehrten allmählich zu ihrem Stamme zurück, ohne daß sich auch nur eine feindlich gegen den Burschen erwießen hätte.

Da stürzte die Braut aus der Menge hervor, umhalsste ihren Herzensfreund und rief unter Bonnetthänen:

„Du nimm' ich, mein Jasch, denn Du bist kein Eßfel!“

Die Erklärung dieser Idylle wurde dahin gegeben, daß die Bienen es einem Bräutigam gleich anmerken, wenn er ein Trunkbold ist, und ihn dann ergrimmt ihren Stachel fühlen lassen. Jetzt wurde aber auch begehrt, daß die kleine siebenzehnjährige Braut die versängliche Bienenprobe bestehe. Ohne Zaudern trat sie im erhebenden Bewußtsein ihrer Jungfräulichkeit vor den orakulösen Lindenbaum, klatschte sogar in die Hände und da ihr die Bienen nichts thaten, schaute das hübsche Ding stolz in die Runde, winkte dem Jasch und ging, weil es eben zur Kirche läutete, mit ihm auf und davon.

Familien-Nachrichten.

Verlobt. Fr. Anna Engelbrecher, Fr. Rsm. M. Heising, Neustadt D./S.; Fr. Pauline Leder, Fr. P. Rand, Wogoda; Fr. Eugenie Gehlmann, Fr. Aug. Schwidlinsky, Schomberg; Fr. Marie Woschke, Fr. Direktor v. Elpons, Züllichau.

Gestorben. Referendar Vic. Materne, Düppel; Fr. Charlotte de la Chaur, Gabitz; Lehrer M. Pantke, Grottkau; Fr. Major Pauline v. Schweinichen, Sigmaringen; Fr. Dekon-Direktor Martini, Breslau; Rittergutsbes. Jof. Scholz, Breslau; Fr. Rsm. Marie Bayer, Reiffe; Förster W. Sadamer, Peterdors; Fr. Zimmermstr. Emilie Böh, Pleß; Fr. Emma Franke, Breslau.

Heut Nachmittags gegen 4 Uhr verschied sanft und gottgegeben unser lieber guter Vater **Johann Michael Pantke**, emerit. Schullehrer und Organist in Hennesdorf bei Ohlau in dem ehrwürdigen Alter von 79½ Jahren, gesättigt mit den hl. Sacramenten. Den vielen Verwandten und Freunden widmen die traurige Nachricht im tiefsten Schmerze

Grottkau, den 22. April 1864.

[122]

die Hinterbliebenen.

In der Herder'schen Verlagsabhandlung in Freiburg ist so eben erschienen und bei **G. P. Aderholz** in Breslau zu haben:

ABC für große Leute. Kalender für Zeit und Ewigkeit 1864.

Von **Alban Stolz**.

3te Auflage: mit groben Bildern.

8. geh. Preis 4 Sgr., feine Ausgabe 5 Sgr.

[124]

Pensionärinnen

finden bei einer gebildeten Familie bald freundliche Aufnahme. Nähere Auskunft bei Herrn Kaufmann Wuitet in Breslau, Schmiedebrücke Nr. 24.

[123]

W. Preuß' Sargmagazin, Kupferschmiede, Straße 35.

Breslauer Börse vom 25. April 1864.

Getreide-Preise vom 25. April.

Freiw.Staats-Anl. 4½ —	Posener Pfandbr. 3½ —	Schles.neue Lit.B. 4 —	W. Weizen Schl. 58—65—70 Sg.
convert. v. 50 u. 52 4 95½ B.	do. do. 4 —	do. Lit. C. . . 4 100 1½ B.	G. Weizen . 58—63—65 .
Preuss. Anl. 1853 4 —	do. do. neue 4 95½ B.	do. Lit. B. . . 3½ —	Roggen . 40—41—43 .
Preuss. Anl. 55.56 4½ 99½ G.	Schles. Pfandbr. 3½ 92½ G.	Schles. Rentenbr. 4 98½ G.	Gerste . 31—34—38 .
Preuss. Anl. v. 59 5 106½ B.	do. Rustical 4 100 1½ G.	Posen. Rentenbr. 4 95½ B.	Hafer . 26—28—30 .
Präm.-Anl. 1855 3½ 123½ G.	do. do. 3½ —	Oesterr. Nat.-Anl. 5 70½ B.	Erbsen . 39—44—48 .
Staats-Schuldsch. 3½ 90½ B.	Schles.neue Lit.A. 4 100½ G.	Oesterr. Banknoten 8½ G.	Kartoffeln . . Sack 26—36 .

Druck von Robert Nischowsky in Breslau, Universitätsplatz 16.